

Warum kurz, wenn's auch lang geht?

Kurzzeittherapeutische Konzepte in der Sozialpädagogischen Familienhilfe

Ludger Kühling, Elisabeth Schweyer und Johannes Herwig-Lempp

Auf den ersten Blick erscheinen die Konzepte der Kurzzeittherapie als irrelevant für die Sozialarbeit im allgemeinen und für die Jugendhilfe im besonderen: Zum einen sind die Schwierigkeiten und Probleme der KlientInnen in der Sozialarbeit in der Regel umfassender und aufwendiger und erfordern unsere Aufmerksamkeit daher meist mehr als nur eine „kurze Zeit“. Zum anderen ist Sozialarbeit keine Therapie, d.h. das „Setting“ ist ein anderes. Sozialarbeit beinhaltet Beratung und vor allem Begleitung, beide finden in der Regel nicht in einem geschützten therapeutischen Rahmen statt, sondern in der Wohnung der KlientInnen, im Büro der SozialarbeiterInnen, auf der Straße, in Einrichtungen mit Publikumsverkehr – und sie erstrecken sich über einen längeren Zeitraum. So erscheint es auf den ersten Blick unpassend, kurzzeittherapeutische Ansätze auf die Sozialpädagogische Familienhilfe, einen klassischen Arbeitsbereich der Sozialarbeit, übertragen zu wollen. Die Sozialpädagogische Familienhilfe wird schon vom Kinder- und Jugendhilfegesetz als „Betreuung und Begleitung“ von Familien definiert, die „in der Regel auf Dauer angelegt“ ist (§ 31 KJHG).

Geht man jedoch davon aus, daß das Wesentliche dieser Konzepte weder die Dauer der Therapie noch das therapeutische Setting selbst ist, sondern die dahinterstehende lösungs- und kundInnenorientierte Haltung sowie die damit verbundenen Methoden, wird sehr schnell deutlich, daß die Anwendbarkeit dieser Konzepte für die Sozialarbeit neu überprüft werden muß. Am Beispiel unserer Arbeit in der Sozialpädagogischen Familienhilfe wollen wir darlegen, wie diese Haltung sich praktisch auswirkt und den Umgang mit Menschen, KlientInnen wie KollegInnen, verändert. Dabei bleibt die Sozialpädagogische Familienhilfe eine typische Form der Sozialarbeit, die vor allem deswegen „klassisch“ genannt werden kann, weil sie die drei Methoden der Sozialarbeit – Einzelfallhilfe, Gruppenarbeit, Gemeinwesenarbeit – in besonderem Maße verbindet. Uns geht es, wenn wir kurzzeittherapeutische Konzepte in unsere Arbeit integrieren, nicht darum, Sozialpädagogische Familienhilfe zu einer „therapeutischen Anwendung“ um-

zugestalten. Wir wollen die „nützlichen“ Ideen dieser Konzepte für unsere Praxis übernehmen.

Unser Arbeitskontext

Seit 1988 wird die Sozialpädagogische Familienhilfe im Landkreis Böblingen vom *Sozialtherapeutischen Verein e. V.* angeboten. Mittlerweile sind wir ein Team von 13 KollegInnen (FamilienhelferInnen, Leiter, Sekretärin), die insgesamt 28 Familien begleiten. Eine Vollzeitkraft begleitet jeweils 3 bis 4 Familien, mit denen sie mehrmals in der Woche für jeweils zwei bis vier Stunden Kontakt hat. D.h. die FamilienhelferIn kommt in die Familie, oder sie holt einzelne Familienmitglieder zu Gruppenangeboten (Kinderkreis, Jugendtreff, Elterngesprächskreis, Familienausflüge etc.) ab. Der Landkreis Böblingen liegt südlich von Stuttgart und ist sehr groß, er hat ca. 350 000 EinwohnerInnen. Wir sind die einzige AnbieterIn von Sozialpädagogischer Familienhilfe im Landkreis, aufgrund der großen Nachfrage entsteht für die Familien zur Zeit eine Wartezeit von ca. einem halben Jahr. Alle Familien werden über das Kreisjugendamt, das auch Kostenträger für Sozialpädagogische Familienhilfe ist, an uns vermittelt. Die Möglichkeit der „Direktanmeldung“ bei uns mit gleichzeitiger Kostenübernahme durch das Jugendamt gibt es im Landkreis Böblingen nicht.

Einer der wesentlichsten Punkte unserer Konzeption ist die *Professionalität der FamilienhelferInnen*. Dies ist erwähnenswert, weil in den Anfängen der Familienhilfe in den siebziger Jahren hauptsächlich mit Ehrenamtlichen oder geringfügig bezahlten LaiInnen gearbeitet wurde – ein Konzept, das heute, in den Zeiten der besonderen Sparzwänge, vielerorts noch nicht aufgegeben wird. Professionalität bedeutet u.a., daß wir Wert legen

- auf die Beschäftigung sozialpädagogischer Fachkräfte, um den fachlichen Standard zu garantieren,
- auf Festanstellung, die Unabhängigkeit von der Dauer der Begleitung einzelner Familien erreicht,
- auf kollegiale Zusammenarbeit im Team, die die gegenseitige Beratung und die (Weiter-) Entwicklung der Konzeption sowie gemeinsamer Angebote (Gruppen, Freizeiten etc.) fördert und einem „Einzelkämpfertum“ entgegenwirkt,
- auf Supervision durch externe SupervisorInnen sowie Gelegenheit zu Fort- und Weiterbildung, um fachliche Reflexion und qualifizierte fachliche Weiterentwicklung zu garantieren,

- auf organisatorische und personelle Trennung vom Kostenträger, d.h. vom Kreisjugendamt, um Unabhängigkeit zu bewahren und die Autonomie und Selbständigkeit der KlientInnen weitestmöglich zu erhalten.

Weitere Grundsätze unseres Arbeitens sind das Bestehen auf der *Freiwilligkeit* (niemand wird gezwungen, Familienhilfe zu „erleiden“), die konsequente *Respektierung des Datenschutzes* (seine Nichtbeachtung wird in sozialpädagogischen Kreisen häufig noch als ein – sogar notwendiges – Kavaliersdelikt betrachtet) und die *Neutralität* (wir betrachten uns nicht als „Anwälte“ der Familien). Ausführlicher haben wir dieses Konzept und seine praktische Ausgestaltung anhand von Beispielen aus unserer alltäglichen Arbeit an anderer Stelle beschrieben (vgl. GESKE et al. 1996).

Unsere Hinwendung zu kurzzeittherapeutischen Konzepten und Methoden, wie wir sie im folgenden beschreiben werden (Orientierung an Aufträgen, Ressourcen und Lösungen, der Blick auf die Kooperation mit den KlientInnen, ihre eigenen Ziele und die ihnen unterstellte Autonomie), hat mit den Menschen, die in unserer Einrichtung arbeiten, zu tun. Nach und nach nahmen immer mehr KollegInnen an Fort- und Weiterbildungen in Familientherapie oder systemischer Therapie und Beratung teil. Zuweilen geschah dies möglicherweise auch aus dem Wunsch heraus, sich für spätere Arbeitsstellen qualifizieren zu wollen oder der jetzigen Arbeit mehr „therapeutisches Ansehen“ zukommen zu lassen.

Auch wenn auf den Weiterbildungen, die wir besuchten, die Modelle, Vorbilder und Lehrbeispiele vorwiegend aus therapeutischen Kontexten kamen, wurde jedoch für die meisten von uns sehr bald deutlich, daß der Reiz dieser Ansätze in der Art des Umgangs mit den KlientInnen lag, in der Haltung, die man ihnen als SystemikerIn oder KurzzeittherapeutIn entgegenbringt. Am überraschendsten war die Achtung und der Respekt vor den KlientInnen, unabhängig davon, mit welchen Anliegen, Problemen oder Schwierigkeiten sie in die Beratung kommen. Sicht- und fühlbar ist, wie die Autonomie und die Selbständigkeit der KlientInnen ohne Einschränkung unterstellt und zugesprochen wird, d.h. daß ihnen zugestanden wird, selbst für die sie betreffenden Entscheidungen verantwortlich zu sein – was sowohl im therapeutischen Bereich als auch in der Sozialarbeit keineswegs selbstverständlich ist.

Diese Haltung ermöglicht eine andere Sichtweise – oder vielleicht ist es auch so, daß die veränderte Sichtweise zu einer anderen Haltung

führt: Der „systemische Blick“ richtet sich

- auf den *Auftrag der KlientInnen* (und nicht darauf, welche Aufträge andere haben, wie z.B. Angehörige, überweisende ÄrztInnen, NachbarInnen, Schulen, Polizei etc.) und ihre Ziele, die sie mit der Beratung erreichen wollen,
- auf die *Ressourcen der KlientInnen* (und nicht auf ihre Schwächen und Probleme), auf das, was sie können und was ihnen gelingt. Auch Ausnahmen vom Problem werden genutzt.
- auf *mögliche Lösungen* (und nicht auf das Problem, Ausgestaltung, die möglichen Ursachen und „die Schuldigen“ etc.), wobei auf die Vielfalt der in Frage kommenden Optionen geachtet wird,
- auf die *Zukunft* (und nicht auf die Vergangenheit samt Entstehungsgeschichte der Probleme etc.) und ihre Gestaltung und Veränderung durch die KlientInnen,
- darauf, wie die *Selbständigkeit und Autonomie der KlientInnen* weitestmöglich unterstellt werden können (sie brauchen nicht „gefördert“ zu werden, sie sind da, müssen nur von uns akzeptiert und wahrgenommen werden),
- auf die *Wertschätzung der KlientInnen*: wie kann sowohl das, was sie erleiden und aushalten, als auch das, was sie erreicht haben und was sie leisten, von uns gewürdigt werden, wie können wir sie bestmöglich „komplimentieren“.

„Haltung“ und „Blick“ verändern sich erst dann, wenn man etwas anderes *tut*: die kurzzeittherapeutischen Ansätze zeichnen sich durch eine Vielzahl mehr oder weniger neuer Methoden aus, die erlernt und dann in der Praxis angewendet werden können. Im Vordergrund stehen sicher die vielen Arten zu fragen. Vor allem in der Kurzzeittherapie, wie sie von Steve DE SHAZER vorgestellt wird: Fragen nach Lösungen, nach Ausnahmen, zirkuläres Fragen, Skalierungsfragen bis zur sog. „Wunderfrage“. Aber auch „Handwerkszeug“ wie Hypothesenbildung, Genogramme und Umdeutung, metaphorische Techniken wie Skulpturen, Familienbrett und Externalisierungen, die Methode des Arbeitens mit einem „Reflektierenden Team“ sowie schließlich die differenzierte Verwendung von „Schlußinterventionen“ – sie alle können mit dazu beitragen, eine veränderte Haltung, einen neuen Blick einzunehmen.

Das Interessante für uns war dabei, daß sehr schnell deutlich wurde, daß wir nicht unseren Arbeitskontext verändern müssen, um die gelernten Methoden, um eine „systemische Haltung“ samt entsprechenden Blick einnehmen zu können. Das Entscheidende war nicht das Setting, sondern die Art und Weise, wie man den KlientInnen begegnet. Wobei der Grund dafür, daß wir diese kurzzeittherapeutischen Ansätze in unser Arbeitsfeld übertragen wollten, darin lag, daß wir sahen und erlebten, wieviel erfolgreicher *und* vergnüglicher die Arbeit dann wurde, wenn man seinen KlientInnen mit Respekt und Achtung begegnete. Ohne weiteres ließ sich dies auf unser sozialpädagogisches Arbeitsfeld übertragen.

Wir möchten noch anfügen, daß wir mit „Kurzzeit- bzw. Kurztherapie“, „lösungs- bzw. lösungenorientierter Therapie“ und „systemischer Therapie“ verschiedene Begriffe für unterschiedliche, aber doch verwandte Ansätze verwenden. Allerdings sind die Unterschiede für uns hier eher vernachlässigbar: (Lösungsorientierte) Kurzzeittherapie erscheint uns als eine Variante des systemischen Ansatzes, die einige besondere Methoden und theoretische Aspekte zum systemischen Spektrum beigetragen hat, wie wir sie im folgenden aufgreifen. Als für uns wichtige VertreterInnen dieser Konzepte sehen wir Steve DE SHAZER (1996), Insoo Kim BERG (1992), Michael DURRANT (1996), John L. WALTER, Jane E. PELLER (1994) und Jürgen HARGENS (1996,1993).

Praxis

An dieser Stelle möchten wir eine kurze Begriffsklärung dessen geben, was wir unter systemisch-lösungsorientierter Kurzzeittherapie verstehen. Die Vokabel „systemisch“ drückt für uns einen bestimmten *Haltungskodex* gegenüber den Menschen aus, denen wir in unserer Arbeit begegnen. Dieser Haltungskodex läßt sich wie folgt formulieren: „Alle Menschen sind autonom. Sie sind in der Lage, selbst zu entscheiden, was für sie das Richtige ist. Ihr Handeln basiert auf ihren Entscheidungen. Allen Menschen ist respektvoll zu begegnen. Lösungsorientierte Kurzzeittherapie läßt sich von dieser Haltung leiten und bietet eine Vielzahl von Methoden und Techniken, dieser Haltung gerecht zu werden.“

Die von den oben genannten AutorInnen entwickelten Beratungskonzepte sind für uns in mehrfacher Hinsicht hilfreich. Wir haben die Erfahrung gemacht, daß die Konzepte der Orientierung an den Aufträgen, Zielen der KundInnen und die Fokussierung auf Lösungen und

die vorhandenen Ressourcen in den Arbeitskontexten der Sozialpädagogischen Familienhilfe gut anwendbar sind. Sie fördern unseren Respekt für die Familien, die wir begleiten. Bevor wir im folgenden sechs wesentliche Fokusse systemischer Kurzzeittherapie: – das Kundenkonzept, die Orientierung am Auftrag und den Zielen der Familien, deren Lösungsideen bzw. Ressourcen und der Achtung ihrer vorausgesetzten Autonomie – anhand von Beispielen aus der Praxis exemplarisch darstellen, möchten wir kurz den Weg der Familie hin zur Sozialpädagogischen Familienhilfe beschreiben.

Entstehungsgeschichten

Familien erleben, wenn sie vom Jugendamt Sozialpädagogische Familienhilfe angeboten bekommen, diese nicht immer als ein Angebot, welches ihren Anliegen und Wünschen entspricht. Daß diese Unterstützung von den Familien selbst nicht immer als ein Angebot aufgefaßt wird, liegt in den unterschiedlichen Entstehungsgeschichten der Zusammenarbeit von Familie und Sozialpädagogischer Familienhilfe begründet. Hier sollen die für uns häufigsten Umstände der Kontaktaufnahme zwischen der Familie und dem die Begleitung vermittelnden Sozialen Dienst des Jugendamtes genannt werden:

- Die Familie hat von der Sozialpädagogischen Familienhilfe als Unterstützungsangebot gehört und wendet sich ans Jugendamt.
- MitarbeiterInnen aus Schule, Kindergarten bzw. diesen Institutionen übergeordneten oder angegliederten Fachdiensten registrieren ein Verhalten von Eltern oder Kindern, das ihnen auffällig erscheint, und informieren das Jugendamt, nachdem sie eine Zusammenarbeit mit den Eltern als ineffektiv erlebten und weiterhin eine Veränderung für notwendig erachten.
- Beim Jugendamt melden sich NachbarInnen oder andere Personen und formulieren ihre Ansicht, daß die Eltern ihrer Erziehungsverantwortung nicht ausreichend gerecht werden.

In den letzten beiden Überweisungskontexten ist implizit angelegt, daß sich die Familie zunächst nicht unmittelbar als KundIn, die eine Dienstleistung nachfragt, erfährt. Aber selbst wenn Sozialpädagogische Familienhilfe nicht schon zu Beginn gewünscht wird, und unabhängig davon, wie wir zur Familie kommen und die Familie zu uns kommt, legen wir großen Wert darauf, daß sich die Familie als Kundin eines Dienstleistungsangebots erlebt. Wir weisen die Familien darauf hin, daß sie es sind, die wählen. Sie erleben zwar, daß ihnen das Angebot

mit Nachdruck empfohlen wird, behalten sich aber vor, es zu prüfen und es gegebenenfalls abzulehnen. Natürlich gibt es auch Familien, die das Angebot als autoritär verordnet erfahren und nur wenig Möglichkeiten der dankenden Ablehnung sehen. Das Jugendamt tritt, bedingt durch seinen gesetzlichen Auftrag, nicht nur als Werber seiner Angebotspalette auf, die die Familie annehmen oder zurückweisen kann, sondern auch als Kontrollinstanz elterlicher Sorge im Interesse des Kindeswohls. In dem Kontext einer nicht nur durch Freiwilligkeit zustande gekommenen Begleitung der Familie erscheint es uns hilfreich, die Beziehung zwischen FamilienhelferIn und Familie mittels des von Steve DE SHAZER entwickelten Konzepts von „BesucherInnen, Klagenden und KundInnen“ zu beschreiben.

BesucherIn, Klagende und KundIn

Die Familie als BesucherIn

Familien werden von uns als BesucherInnen beschrieben, wenn kein Familienmitglied in den ersten Wochen erreichbare Ziele formulieren kann oder möchte und auch sonst keine Anliegen genannt werden. In diesem Fall zollen wir der Familie Respekt für ihre Entscheidung und machen Vorschläge für mögliche Aufträge und setzen sie weiterhin als potentielle KundIn voraus. Werden unsere Vorschläge von der Familie nicht als für sie sinnvoll erachtet, wird in einem gemeinsamen Abschlußgespräch die Zusammenarbeit zwischen Sozialpädagogischer Familienhilfe und Familie beendet.

Die Familie als Klagende

Klagende sind Familien, die zwar unzufrieden mit ihrer Lage sind, aber davon ausgehen, daß andere etwas verändern müssen. Sie sehen sich in erster Linie als Opfer. Ihre Problemlage sehen sie als durch andere verursacht. Sie klagen über diese von ihnen selbst nicht veränderbare Situation. In einer solchen Situation wird der Familie angeboten, über die nicht veränderbaren Umstände zu klagen und um Erlaubnis gefragt, sich auf die Suche nach Zielen zu machen.

Die Familie als KundIn

Familien werden von uns als KundInnen begriffen, wenn die Familienmitglieder Veränderungswünsche und Ziele benennen können, und bereit sind, sich für die Erreichung des Ziel zu engagieren. Die Zusammenarbeit mit KundInnen gestaltet sich für uns am einfachsten.

Die Annahme, die Familie sei eine KundIn

Wir versuchen, dieses Konzept nicht als Diagnosemodell zu verwenden, um die Familie einem Typus zuzuordnen, sondern *als Brille zu nutzen, die wir auch wieder absetzen können*. Es kann für uns hilfreich sein, Familien auf diese Weise zu typisieren, wissen aber auch, daß unsere Beschreibung mit der Familie selbst nicht identisch ist. Erscheint es auch zu Beginn des Kontaktes zwischen Sozialpädagogischer Familienhilfe und Familie so, daß sich die Familie als Klagen- und BesucherIn zeigt, keinen Veränderungswunsch formuliert, ist es dennoch hilfreich, sie als potentielle KundIn zu sehen, und dadurch den Boden für eine eventuelle doch noch sich vollziehende Wandlung nicht vorschnell zu verlassen.

Diese Vorannahme der Familie als KundIn zeigt sich beim ersten Kontakt von FamilienhelferIn, Familie und der MitarbeiterIn vom Sozialen Dienst. Im Erstgespräch formuliert die FamilienhelferIn, daß sie die Familie als KundIn sieht, indem sie erzählt, was sie anzubieten hat. Diese inhaltliche Vorstellung des Angebots bezieht sich sowohl auf ihre methodische Vorgehensweise als auch auf das Erzählen praktischer Erfahrungen aus vorangegangenen Familienbegleitungen. Hierdurch erschließt sich der Familie häufig leichter, wofür sie die Sozialpädagogische Familienhilfe nutzen kann. Auch die MitarbeiterIn vom Sozialen Dienst kann ermuntert werden, von Arbeitsweisen in anderen Familien zu berichten. Familien werden von uns generell als Menschen mit Wünschen und Träumen angesehen. Sie sehen sich nicht am Ende ihres Weges, sondern haben Zukunftspläne. Dies klingt banal, ist jedoch eine gute Voraussetzung, um gegenüber der Familie eine Haltung einzunehmen, die sie hoffen läßt, eigene Anliegen und Ziele formulieren zu können und zu dürfen. So ist es wesentlich, die Familie als potentielle KundIn vorzusetzen, um gute Bedingungen zu schaffen, sie als solche zu gewinnen. Hierbei ist es auch hilfreich, daß die Sozialpädagogische Familienhilfe keine oder nur wenige Vorinformationen über die Familie erhält. Unvoreingenommen und offen kann sich so die FamilienhelferIn im Erstgespräch und in der Probezeit nach den Anliegen der Familienmitglieder erkundigen. Im besten Fall werden diese von den Familienmitgliedern an die FamilienhelferIn gerichtet. Ist dies nicht der Fall, lassen sich auf leichte Art und Weise Aufträge einholen, indem zirkulär Anliegen hypothetisiert werden. Bevor dies geschieht, hat es sich in unserem Arbeitsalltag als hilfreich erwiesen, die einzelnen Familienmitglieder erzählen zu lassen, wie ihrer Meinung nach die Entscheidung gefallen ist, Sozial-

pädagogische Familienhilfe in Anspruch zu nehmen. Für uns ist es eine Form der Würdigung der Familie, wenn sie diese Geschichte selbst erzählt. Auch hilft es, die Sichtweise der Familie zu erfahren, um von evtl. Vorinformationen von seiten des Jugendamtes abstrahieren zu können.

Orientierung an den Aufträgen und Zielen der Familie

Familienhelfer: Klara, stell dir vor, ich frage deine Mama, was sie sich noch schöner in eurer Familie wünscht. Was würde deine Mama mir sagen?

Klara: Sie würde sagen, daß ich nicht soviel weinen soll und daß der Papa auch was machen soll.

Familienhelfer: Klara, wenn du weniger weinst, was wünscht sich Mama, was sollst du anstelle dessen tun?

Klara: Ich spiel allein und mach meine Hausaufgaben allein.

Familienhelfer: Klara, was glaubst du, will die Mama, das der Papa mehr machen soll? Was will denn die Mama, was soll er tun?

Klara: Er soll mit uns rausgehen und nicht immer wegfahren.

Familienhelfer: Was wünscht du dir anders in eurer Familie?

Klara: Meine Mama soll mit mir „Mensch-ärgere-dich-nicht“ spielen, und Papa soll mit uns Quatsch machen.

Familienhelfer: Was glaubst du, Rolf, was würde sich der Papa anders in eurer Familie wünschen?

Rolf: Papa soll mit mir Fußball spielen.

Familienhelfer: Was möchtest du sonst noch von Papa, was von Mama?

Rolf: Weiß nicht.

Familienhelfer: Herr Müller, was glauben Sie, sind die drei wichtigsten Veränderungen, die Ihre Frau von Sozialpädagogischer Familienhilfe erwartet?

- Herr Müller: Sie will reden. Sie soll im Haushalt mehr Ordnung schaffen. Es soll mehr Regelmäßigkeit da sein: beim Essen, die Kinder sollen nicht zwischendurch essen, aber zu festen Zeiten soll was auf dem Tisch stehen.*
- Familienhelfer: Frau Müller, nach einem halben Jahr Sozialpädagogischer Familienhilfe, und mal angenommen, es wäre erfolgreich gelaufen. Was würden Sie anders machen? Was hätte sich in Ihrer Familie verändert?*
- Frau Müller: Kann ich nicht sagen.*
- Familienhelfer: Frau Müller, was sind Ihre drei wichtigsten Anliegen an die Sozialpädagogische Familienhilfe?*
- Frau Müller: Ich will mit den Kindern und dem Haushalt besser klarkommen. Außerdem möchte ich mit meinem Haushaltsgeld besser auskommen.*

Dies ist ein Ausschnitt aus einem Erstgespräch; die Eltern und Kinder beantworten die Fragen nicht nur so, wie wir es uns idealerweise erhoffen. Mit der Zeit macht es den Eltern und Kindern auch zusehends Spaß, über das, was in den Köpfen der anderen vorgeht, zu spekulieren. Auch unter der Voraussetzung der Familie als KundIn und der Verwendung einer offenen Fragetechnik entwickelt sich eine Eigendynamik des Gesprächs, die sich nicht nur durch die Ehrerweisung der FamilienhelferIn der Familie gegenüber zeigt. Es geschieht unter Umständen, daß die Familie nicht nur aus der Motivation der Veränderung heraus Aufträge formuliert, sondern auch um der FamilienhelferIn „einen Wunsch zu erfüllen“. Im Erstgespräch geschieht dies selten; hat die FamilienhelferIn aber schon während der Probezeit Aktivitäten mit der Familie unternommen, die der Familie Freude gemacht haben (Zoobesuch, Reiten, Wanderung etc.), kann es sein, daß Familienmitglieder aus Dankbarkeit Ziele formulieren, an denen sie kein wirkliches Interesse haben. Es hat sich für uns als hilfreich erwiesen, formulierte Anliegen noch einmal durch folgende Fragen zu überprüfen:

- Wie wichtig ist wem welches Anliegen?
- Wer ist bereit, wieviel Energie für welches Ziel aufzubringen?
- Wer schätzt wie realistisch das Erreichen des jeweiligen Ziels ein?
- Wer muß sich am meisten engagieren, um das Ziel zu erreichen?

In der *Zielfindung* und deren Formulierung vollzieht sich eine erste Vermittlung der angestrebten Realisierung von Zukunftserwartungen mit den vorhandenen Ressourcen der Beteiligten bzw. den in der Vergangenheit entdeckten Ausnahmen und Lösungen. Der Übergang vom Auftrag zum Ziel findet zuerst auf der sprachlichen Ebene statt. Im bisherigen hat sich schon gezeigt, daß wir Wünsche, Anliegen, im weitesten Sinne auch Themen, über die die Familie spricht, mit Aufträgen gleichsetzen. *Arbeitsaufträge* in dieser Form reichen als *Arbeitskontrakt* allein noch nicht aus. Aufträge, die nicht im Veränderungsbereich der AuftraggeberInnen selbst liegen, eignen sich nicht, um aus ihnen Ziele zu formulieren. So nannte Frau Fischer im Erstgespräch als ihr wichtigstes Anliegen an die Familienhilfe, der von ihr und ihren beiden Kinder getrennt lebende Mann solle nicht immer unangemeldet auftauchen und Einlaß in die Wohnung fordern. Da Frau Fischer für sich keinerlei Möglichkeit sah, das Verhalten ihres Mannes zu steuern und sie sich von gemeinsam mit ihrem Mann zu treffenden Vereinbarungen nichts versprach, konnte von diesem Auftrag aus kein Ziel formuliert werden. Als Frau Fischer darauf hin äußerte, daß sie dann doch wenigstens wissen möchte, wie sie mit den unangemeldeten Besuchen umgehen solle, war ein Auftrag erteilt worden, der als Ziel formulierbar ist. Nach der Probezeit strebte Frau Fischer folgendes Ziel an: Sie wünscht sich, im Gespräch mit der Sozialpädagogischen Familienhilfe fünf Ideen zu entwickeln, wie sie mit den unangemeldeten Besuchen ihres Mannes besser umgehen kann. Zwei dieser Ideen will sie bei drei Besuchen ihres Mannes ausprobieren und auf ihre Nützlichkeit hin überprüfen. Für die Entwicklung dieser fünf Ideen werden zwei eineinhalbstündige Gespräch zwischen Frau Fischer und der Sozialpädagogischen Familienhilfe vereinbart.

Eine andere Mutter formulierte als einen ihrer „sehnlichsten“ Wünsche, daß sie keine Briefe mehr von der Schule bekommen möchte, in denen sie dazu aufgefordert wird, dafür zu sorgen, daß ihre Kinder die Hausaufgaben machen. Da sie sich momentan nicht in der Lage sah, ein Gespräch mit der Schule zu führen und ihren Kindern bei der Erledigung der Hausaufgaben nicht helfen wollte, konnte aus diesem Anliegen der Mutter kein für sie und die Sozialpädagogische Familienhilfe erreichbares Ziel formuliert werden.

Aufträge der Eltern wie: „Unterstützen Sie uns dabei, daß alles wieder besser klappt“ oder: „Sorgen Sie dafür, daß bei uns nicht so ein Chaos ist“ bieten eine gute Ausgangsbasis, weil sie ein Bedürfnis nach Veränderung zum Ausdruck bringen; sie sind aber noch keine ausrei-

chende Arbeitsgrundlage dafür, die Familie bei dem Erreichen eines gewünschten Zustands unterstützen zu können. So drücken Aufträge ein Bedürfnis nach einer besseren Zukunft aus, weisen aber noch kein Bild eines konkreten Zustands auf, auf den die Familie hinarbeiten könnte. Aus Themen, Aufträgen und Wünschen der Familien können konkrete Ziele entwickelt werden. Die zu Beginn erfragten Aufträge und vereinbarten Ziele werden hier am Beispiel der Familie Fischer dargestellt.

Der Auftrag der Mutter lautete: Meine Kinder sollen mehr Kontakte zu anderen Kindern finden.

Hieraus entwickelten wir folgende Zielformulierung:

Dies ist für Klaus erreicht, wenn er in den nächsten drei Monaten einmal in der Woche einen Schulkameraden zu sich nach Hause einlädt oder einen Schulkameraden besucht.

Für Petra ist das Ziel erreicht, wenn sie in den nächsten drei Monaten zweimal in der Woche Kontakt zum Nachbarskind hat. Beide Kinder wollen dreimal in die ortsansässige Jungschargruppe gehen, um danach zu entscheiden, ob sie die Gruppe weiterhin besuchen wollen.

Der zweite Auftrag: „Klaus möchte auf der Heimfahrt von der Schule von seinen Klassenkameraden nicht mehr geärgert werden“ wurde folgendermaßen konkretisiert:

Es soll mit Klaus herausgefunden werden, wie die anderen ihn „gut“ ärgern können. Weiter werden Ideen entwickelt werden, wie er sich gut wehren kann. Für Klaus ist dieses Ziel erreicht, wenn er in den nächsten vier Wochen einen Stundenplan führt, in dem er nach der Schule einträgt, wie er sich hat ärgern lassen, und zwei Ideen aufschreibt, wie er sich wehren könnte. Eine der Ideen probiert er dann bei der nächsten Fahrt aus und berichtet danach seiner Mutter, ob es funktioniert hat.

Weiterhin wünschte sich die Mutter, daß Petra selbstbewußter wird. Petra denkt, daß es ihr guttut, etwas zu können, das andere Kinder aus ihrer Klasse noch nicht können.

Als Ziel wurde vereinbart, daß Petra schwimmen lernt. Daher legten wir fest, zweimal im Monat ins Hallenbad zu gehen. Das Ziel ist erreicht, wenn sie in einem halben Jahr selbständig 10 Meter schwimmen kann.

Aus dem Anliegen der Mutter, daß Klaus und Petra sich weniger streiten und Klaus auch mal zurückstecken soll, wurde festgelegt, daß dies Ziel erreicht ist, wenn sie innerhalb der nächsten acht Wochen dreimal in der Woche beim gemeinsamen Spielen die von ihr favorisierten Spielregeln gegenüber Klaus durchsetzt.

Die Mutter möchte Klaus so tolerieren, wie er ist. Frau Fischer möchte Klaus in einem für sie stärkeren Maß bezüglich seiner Einstellungen: „Ich muß aufpassen, daß ich nicht zu kurz komme“, „Es ist besser, wenn ich gewinne, als wenn ich verliere“, „Wenn ich sauer bin, will ich in Ruhe gelassen werden“ tolerieren und diesen gegenüber gelassen sein. Dieses Ziel ist erreicht, wenn es nur dreimal in der Woche wegen dieser Einstellungen von Klaus Streit zwischen ihr und ihm gibt.

Schließlich möchte Frau Fischer herausfinden, ob sie wieder mit ihrem Mann zusammenleben möchte. Daher wird sie in drei Elterngesprächen Gründe für und wider das Zusammenleben entwickeln. Diese wird sie schriftlich festhalten. Sie wird überlegen, wie das nächste Jahr ohne und mit ihrem Mann aussehen könnte. Die FamilienhelferIn überlegt sich hierzu entsprechende Methoden der Thematisierung.

Bei der Zielformulierung sollten folgende Kriterien für die Ziele beachtet werden:

- Das ausgehend vom allgemeinen Wunsch, Anliegen oder Auftrag formulierte Ziel sollte der Familie nicht in den Mund gelegt, sondern unterstützt durch Fragen der FamilienhelferIn von der Familie selbst formuliert worden sein. Die Familie muß selbst das Interesse haben, dieses Ziel zu erreichen.
- Das Ziel sollte nach Einschätzung der Familienmitglieder durch ihre eigene Aktivität erreichbar sein. Auch von den äußeren Bedingungen her sollte es von den Familienmitgliedern als realisierbar eingeschätzt werden.
- Im angestrebten Zielzustand sollten neue Verhaltensweisen beschrieben sein. Diese sollten in der Vergangenheit bereits einmal erlebt worden sein.
- In jeder Zielformulierung sollte ein Zeitpunkt festgelegt sein, zu dem das Ziel erreicht sein soll. Handelt es sich bei dem Ziel um die Praktizierung einer neuen Verhaltensweise eines einzelnen Familienmitglieds, sollte die Dauer, die Häufigkeit und der Ort, an dem das Verhalten vollzogen werden soll, in der Zielformulierung enthalten sein.

- Das Ziel sollte von außen überprüfbar und protokollierbar sein, es sollte Verhalten anstelle von Gefühlen beschrieben werden.
- Die FamilienhelferIn sollte über die Kompetenzen zur Unterstützung der Familie verfügen.
- Die Ziele sollten die Ressourcen der Familienmitglieder nutzen und auf ihnen aufbauen.
- Vorausssehbare Änderungen sollten bei der Zielformulierung mit eingeplant werden. Ziele sollten nicht absolut gelten, sondern auch durch die Entscheidungen der Familie veränderbar sein.
- Die Ziele sollten dem Wertekodex der FamilienhelferIn nicht widersprechen.

Nun ist es nicht immer möglich, Aufträge zu erhalten und aus diesen konkrete, überprüfbare Ziele zu entwickeln. Z. B. hatte Familie Heiner in der Anfangsphase Ziele, die sie in einem halben Jahr erreicht haben möchte, benannt. Die Eltern wollten ihre Kinder jeden Tag um 8.30 Uhr in den Kindergarten bringen. Die Mutter wollte alle zwei Wochen eine Selbsthilfegruppe besuchen. Der Vater wollte sich beim Sozialamt um die Finanzierung neuer Kinderbetten kümmern. Die Kinder sollten im Kinderzimmer schlafen, die Eltern wollten ihnen im Wechsel jeden Abend etwas vorlesen. Alle Beteiligten waren mit dieser Arbeitsgrundlage zufrieden. Nach kurzer Zeit erkannte die Familie diese Ziele nicht mehr als die ihren, sie formulierte zu jedem Besuch der FamilienhelferIn jeweils neue Wünsche und Anliegen und wollte sich nicht an den schriftlich festgehaltenen orientieren.

Auch in solchen Situationen ist es hilfreich, auftrags- und zielorientiert zu arbeiten. Bei jedem Besuch kann die FamilienhelferIn sich nach Anliegen für die nächsten drei Stunden erkundigen, und davon ausgehend kann ein Ziel bestimmt werden. Die Kinder formulierten z. B. den Wunsch, auf den Spielplatz zu gehen, Gesellschaftsspiele zu spielen, zu malen oder einen Ausflug in den Wald zu machen. Die Eltern hatten häufiger konkrete Fragen, die sich aus Vorfällen der letzten Tage ergaben, z.B. „Was sollen wir tun, wenn die Kinder nicht ins Bett gehen? Warum schlagen die Kinder sich? Was sollen wir dagegen tun? Wie sollen wir dem Vermieter erklären, daß wir die nächsten Monate die Miete nicht bezahlen können?“

Auch bei immer wieder wechselnden Fragestellungen und Anliegen ist es sinnvoll, sich auf ein Ziel zu einigen. Konkret formulierte Ziele haben

sowohl einen Gewinn für die Familie als auch für die FamilienhelferIn. Die Familie kann in aller Regel ihre Ziele erreichen und sich dabei als kompetent erleben und so Erfolge verbuchen. Dadurch ermuntert sie sich selbst, sich weitere Ziele zu setzen und in Angriff zu nehmen. Die Formulierung konkreter Ziele wirkt sich auch positiv auf die Selbsthilfekultur der Familie aus. Die Familie macht die Erfahrung, sich keine überhöhten Ziele zu setzen und an diesen zu scheitern. Die FamilienhelferIn hat die Möglichkeit, ihre Arbeit zu evaluieren. Sie muß sich nicht auf ihr Gefühl verlassen, sondern kann die Qualität ihrer Begleitung und Unterstützung an der Erreichung der Ziele überprüfen. Das Jugendamt kann in den Hilfeplangesprächen feststellen, in welcher Weise Sozialpädagogische Familienhilfe wirkt und wozu sie nützlich ist.

Für Familie, FamilienhelferIn und Jugendamt ist es nur dann möglich, Erfolge zu registrieren, wenn Ziele angestrebt und so ausgedrückt wurden, daß sie überprüfbar sind. Auch wenn Ziele nicht erreicht werden, bleibt die Arbeitsgrundlage bestehen. Mit der Familie läßt sich besprechen, ob die Ziele zu hochgesteckt waren, eine Überforderung darstellten oder ob sie im Laufe der Zusammenarbeit unwichtig und von anderen Zielen abgelöst wurden. Darüber hinaus wird mit der Zielerreichung ein „Ende“ gesetzt und mit dem Formulieren neuer Ziele ein neuer „Anfang“ markiert, der immer wieder das professionelle Verhältnis zwischen Familie und FamilienhelferIn klarstellt.

Lösungsorientierung

Lösungsorientierte Kurzzeittherapie verkauft keine fertigen Lösungen, es wird kein Gefälle zwischen wissender BeraterIn und beratungsbedürftiger, unkundiger KlientIn konstruiert. Gemäß der Haltung eines Lösungskatalysators lassen wir uns davon leiten, daß die KlientInnen immer schon eigene Lösungsideen haben. Die Profession des Familienhelfers besteht darin, die KundIn zu unterstützen, ausgehend von deren Interessen und Zielen momentan nicht angewendete Denk- und Handlungsalternativen bei sich zu entdecken. Dieser Haltung versuchen wir in der Anwendung unterschiedlicher systemischer Fragetechniken gerecht zu werden. Diese systemischen Arten, nach Lösungen zu fragen, lassen sich nach den Zeitdimensionen Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart unterscheiden.

Vergangenheitsbezogene Lösungsfragen lauten:

- Ich gehe davon aus, daß Sie schon viele gutgemeinte Ratschläge zur Lösung dieses Problems bekommen haben; welchen dieser Rat-

schläge haben Sie schon einmal umgesetzt und als hilfreich erfahren?

- Ich glaube, daß Ihre Schwierigkeiten ab und zu auch mal nicht da sind. Wann war dies bei Ihnen der Fall? Wie haben Sie das gemacht? Was haben Sie anders gemacht als sonst?

Zukunftsorientierte Fragen nach Lösungen lauten:

- Angenommen, morgen taucht das Problem wieder auf. Sie haben alle bisherigen Umgangsstrategien mit der Schwierigkeit vergessen und tun nun etwas ganz anderes. Was wäre das?
- Wie sähe Ihre Situation als Familie aus, sagen wir in einem halben Jahr, wenn Sie mich mit einem herzlichen Dankeschön verabschieden würden?
- Woran werde ich erkennen, daß ich Ihnen hilfreich sein konnte und wir die Begleitung beenden können?

Lösungsorientierte Fragen in der Gegenwart lauten:

- Stellen Sie sich vor, es gäbe keine Beratungsstellen, keine Sozialpädagogische Familienhilfe, ÄrztInnen und PsychologInnen, und Sie würden sich jetzt entscheiden, eine Lösung zu finden, wie würde sie aussehen?
- Angenommen, Sie hätten jetzt eine praktikable Lösungsidee, wie würden Sie sich fühlen? Was würden Sie dann über sich denken? Wie könnte ich es an Ihrem Aussehen erkennen?
- Angenommen, Ihre Nachbarin hätte die gleiche Schwierigkeit und würde Sie um Rat fragen. Was würden Sie ihr empfehlen zu tun?

In allen Fragen nach Lösungsideen wird implizit von der Annahme ausgegangen, daß Kinder und Erwachsene die Möglichkeit haben, ihr Verhalten gemäß ihren Zukunftsideen zu steuern. Die so entwickelten Lösungen basieren nicht auf dem Fachverstand der BeraterIn, sondern auf dem Wissen der Kinder und Eltern. Für unseren Kontext heißt das: Wir sind nicht die besseren Eltern, wir sind nicht die Weisen, die wissen, wie Eltern gute Eltern sind und wie Kinder gute Kinder sind. Im folgenden wollen wir jede Fragemöglichkeit anhand eines Praxisbeispiels konkretisieren.

Praxisbeispiel für vergangenheitsorientierte Fragen nach Lösungen.

Frau Schreiber ist eine alleinerziehende Mutter. Die neunjährige Tochter Christine wirft der Mutter vor, daß sie sich nur um die dreijährige Tochter

kümmere und keine Zeit für sie habe. Die Mutter möchte den „Eifersuchtsfimmel“ ihrer Tochter abstellen und beschwert sich bei ihr, daß dieses Thema mindestens dreiviertel des Nachmittages in Anspruch nehme. Es wurde vereinbart, daß die Mutter für die nächsten sechs Wochen dreimal in der Woche etwas mit ihrer Tochter Christine unternimmt. Die hierfür aufgewendete Zeit sollte mit der Lernzeit verrechnet werden, so daß Frau Schreiber nun 1,5 Stunden weniger mit ihrer Tochter lernen sollte. Im Gegenzug forderte Frau Schreiber ihre Tochter auf, mindestens einmal pro Woche mit einer Schulkameradin etwas zu unternehmen, so daß sie nicht jeden Nachmittag zu Hause sei und nur an sie Ansprüche stelle. (Wir gehen davon aus, daß die angestrebten Ziele nicht fern des Alltagslebens liegen, sondern sich in Ansätzen auch schon einmal im bisherigen Alltag zeigten.)

Mit dieser Haltung war es leicht, sowohl die Mutter als auch die Tochter zu interviewen.

Familienhelfer: Gab es schon einmal eine Situation, in der deine Mutter mit dir etwas in der Freizeit gemacht hat?

Christine: Nein.

Familienhelfer: Vielleicht bist du ein wirklich ganz seltener Fall, und deine Mutter vollkommen anders als alle anderen Mütter. Ich frage trotzdem noch einmal: Habt ihr beide irgendwann schon mal was zusammen gemacht? Ich meine, außer lernen.

Christine: Ja, wir haben mal was auf dem Flohmarkt verkauft.

Familienhelfer: Wann war das? Wie hast du deine Mutter rumgekriegt?

Christine: Ich habe der Mama geholfen, beim Einpacken und so. Bei den Kleidern und Spielsachen. Mama hat auch gebastelte Lichter verkauft.

Christine antwortet bereitwillig, wie es damals mit dem Flohmarkt war. Nachdem sie die Situation genau beschrieben hat, wird die Zeitebene gewechselt und gefragt, welche Idee sie bekommen hat und wie sie ein ähnliches Ereignis in der Gegenwart wiederholen könne. Im weiteren Gesprächsverlauf entwickelt die Tochter die Idee, mit ihrer Mutter zusammen etwas zu basteln und dies dann zu verkaufen. Die Tochter unterbreitet diesen Vorschlag der Mutter, diese geht darauf ein und

meldet sich für einen Flohmarkt im Kindergarten an. Auf diesem verkaufen Mutter und Tochter selbstgebastelte Moosgummibilder.

Ein Beispiel für zukunftsorientierte Fragen nach Lösungen:

Der 7jährige Bruno kann seit eineinhalb Jahren in der Nacht und zeitweise am Tag seine Blase nicht kontrollieren. Die Mutter formuliert das Anliegen, daß sie ihren Sohn unterstützen möchte. Auf die Frage, was sie glaubt, welche Unterstützung ihr Sohn am ehesten annehmen würde, lacht sie und antwortet, daß er es besser findet, wenn sie nichts sagt und einfach nur das Bett frisch bezieht. In einem Gespräch mit Bruno entwickle ich zukunftsorientierte Lösungsideen und führe darüber hinaus noch einen „Helfer“ ein.

Familienhelfer: Deine Mama sagt, daß du in der Nacht nicht auf die Toilette gehst und dein Pipi laufenläßt. Ich möchte mich mit dir darüber unterhalten.

Bruno: Besser was spielen, hast du das Spaghetti-Spiel dabei?

Familienhelfer: Ja, ich mach dir einen Vorschlag: zuerst überlegen wir, wie du damit mit dem „Pipi laufenlassen“ umgehen kannst, dann spielen wir.

Bruno: Aber ich merk das nicht, wenn ich ins Bett mache.

Familienhelfer: Stell dir vor, jetzt wären schon ein paar Wochen vorbei und dein Bett wäre seltener naß. Stell dir vor, das wäre einfach so. Wie hättest du das gemacht?

Bruno: Vielleicht, wenn ich abends auf's Klo gehe?

Familienhelfer: Was könntest du noch tun?

Bruno: Mama könnte mich in der Nacht auf die Toilette bringen, das hat sie bei meiner Schwester auch gemacht. Bei mir tut sie das nicht.

Familienhelfer: Was könntest du oder könnten Mama und Papa noch machen?

Bruno: Sie könnten mir eine Belohnung geben, z. B. daß ich mehr fernsehen darf.

Familienhelfer: Toll, Bruno, du hast sehr gute Ideen! Du kannst sie ja nachher deinem Papa und deiner Mama erzählen.

Bruno: Können wir jetzt machen.

Familienhelfer: Ich habe noch ein paar Fragen, ich bin heute sehr neugierig. Kennst du ein Tier, das besonders gut merkt, wenn es nachts auf die Toilette muß?

Bruno: Weiß nicht.

Familienhelfer: Was kennst du für Tiere?

Bruno: Hunde, Tiger, Katze, Elefanten, Löwe.

Familienhelfer: Ja, sehr gut, viele Tiere. Welches Tier bemerkt besonders gut, daß es nachts auf die Toilette muß?

Kind: Elefant.

Familienhelfer: Gut. Malst du mir ein Bild vom Elefanten und sagst mir danach, wie er es macht?

Bruno malt ein Bild mit seinem Elefanten. Der Elefant ist für Nichteingeweihte nicht unmittelbar zu erkennen. Es folgt eine Unterhaltung über den Elefanten, wo er wohnt, wie alt er ist, wie er heißt. Bruno erklärt mir auf Nachfragen, wo die Beine, der Rüssel, die Ohren und „der Pipi“ ist.

Familienhelfer: Klasse Bild! Erzähl mir: Wie macht es der Elefant?

Bruno: Er nimmt seinen Rüssel und steckt ihn auf sein „Pipi“ und saugt es ab, dann spuckt er das Pipi weg.

Familienhelfer: Gute Idee! Wenn du den Elefanten treffen würdest und fragen würdest, wie du es machen könntest, was würde er dir sagen?

Bruno: Nee, ich weiß selber: ich merke, daß das Pipi raus will und nehme meine Hand und drücke dann den Pipi fest zu und laß es dann auf der Toilette raus.

(Es folgt eine Unterhaltung über diese Idee).

Familienhelfer: Gut! Willst du deine Idee mal ausprobieren?

Bruno: Ja, gut.

Bruno hängt das Bild über sein Bett. In den folgenden drei Wochen näßt er nur zweimal ein. In diesem Fall war die Thematisierung des nächtlichen Einnässens über die Imagination einer Zukunft ohne nasses Bett versucht worden.

Um die Familienmitglieder darin zu unterstützen, ihren Blick weg vom Problem und hin zu Ausnahmen und Lösungen zu schwenken, ist es nützlich, wenn wir Ausnahmen und Lösungsideen einfach voraussetzen. In der Annahme, daß kein Problem immer gleich stark auftritt und andauernd da ist, fällt es Eltern und Kindern leichter, Lösungen wiederzuentdecken oder neu zu erfinden.

Ressourcen

Ressourcen, d.h. Fähigkeiten und Kompetenzen, sind nicht objektiv feststellbar; wir entdecken sie bei uns aus einer bestimmten Interessenhaltung heraus. Wenn wir einen Artikel schreiben möchten, könnten wir danach schauen, wo uns schon einmal ein ähnlich gelagertes Unternehmen gelungen ist und uns befragen, welche Kompetenzen und Fähigkeiten wir dabei eingesetzt haben, und wie sie übertragbar und nutzbar zu machen sind. Das Bewußtsein um die eigenen Ressourcen wird dadurch gefördert, daß Menschen in ihren Erzählungen von sich selbst als mit Stärken und Fähigkeiten ausgestattete Individuen berichten. Wir laden die Familien ein, ressourcenorientierte Geschichten von sich zu erzählen, hierdurch steigert sich das Selbstbewußtsein der Familie und die einzelnen Familienmitglieder entwickeln ein Selbstbild als selbstentscheidende und ihr Leben lenkende Persönlichkeiten. Wie unterschiedlich Erzählungen von sich und seiner Familie aussehen können und auf welche Weise defizitorientierte Erzählungen gebremst werden können, wird anhand zweier Geschichten verdeutlicht.

Am Montag morgen treffe ich sowohl Frau Roller als auch Frau Rayner zum Elterngespräch. Frau Roller erzählt, daß sie am Samstag abend mit einer Freundin Zwiebelkuchen gebacken hat und sie sich anschließend – bei einem guten Wein – gemeinsam Fotos einer Wochenendwanderung auf der Schwäbischen Alb angeschaut haben. Als ich nachfrage, ob ihre Söhne auch von einem guten Wochenende berichten würden, erzählt sie, daß ihr sechzehnjähriger Sohn mit seinem Angelverein das Wochenende auf einer Fischereihütte verbracht habe. Der Siebzehnjährige sei mit Freunden in der Disco gewesen und der jüngste sei zwar daheim gewesen, aber wie verschollen, da er grad wieder irgendeinen Schmöker habe. Im weiteren Gespräch frage ich nach, welches ihr Beitrag war, sich ein gutes Ereignis am Wochenende zu gönnen. Frau Roller berichtet mit Leichtigkeit von ihren positiven Erlebnissen am Wochenende und berichtet in der Erzählung implizit von ihren und den individuellen Fähigkeiten ihrer Kinder. Ressourcen stehen bei ihrer Erzählung im Vordergrund.

Ganz anders bei Familie Rayner, zu der ich um 11.00 Uhr zum Elterngespräch eingeladen bin. Die alleinerziehende Mutter von fünf Kindern erzählt in der Haustüre, daß das Wochenende eine einzige Katastrophe war. In den nächsten zehn Minuten läßt sie nichts Gutes an ihren Kindern; Franz sei wie immer die ganze Zeit bockig gewesen, Kevin habe ihn dann auch noch immer geärgert. Franziska sei zum Glück bei ihrer Schwester gewesen, sonst hätte die auch noch nerven können. Auch der gemeinsam entworfene Plan für die Zu-Bett-geh-Zeremonie am Wochenende sei von ihr nicht eingehalten worden. Daher sei sie auch mit sich selbst unzufrieden. Nachdem ich mir die Erzählung angehört habe, bat ich die Mutter, sie unterbrechen und sie fragen zu dürfen. Frau Rayner willigt ein:

Familienhelfer: Frau Rayner, ich höre: Das ganze Wochenende war schrecklich, außerdem waren Ihre Kinder noch katastrophaler als sonst, und Sie selbst haben auch nichts auf die Reihe bekommen. Trotzdem möchte ich Sie fragen: Womit waren Sie am gesamten Wochenende mit sich selbst ein wenig zufrieden? Was ist Ihnen am Wochenende, und sei es nur für fünf Minuten, gut gelungen?

Frau Rayner: Ja, am Freitag abend hat es noch ganz gut geklappt, aber durch die Aktion sind die Kinder dann doch nicht nach dem Plan ins Bett. Wissen Sie, am Freitag abend, da kommt diese Play-back-Show, die wollen die Kinder gerne sehen. Wir haben dann ein großes Lager vor dem Fernseher gemacht, alle Matratzen hingelegt und das dann angeguckt. Danach haben die Kinder auch noch eine Play-back-Vorführung gegeben. Wir haben dann alle im Wohnzimmer geschlafen. Es ist zwar elf Uhr geworden, aber den Kindern hat's gefallen und mir eigentlich auch.

Ich stelle Frau Rayner folgende Fragen:

- Wie haben Sie es erreicht, daß Sie so flexibel waren, um sich gegen den Plan zu entscheiden und so mit Ihren Kindern einen schönen Abend verbrachten?
- Welche Fähigkeiten haben Sie bei Ihren Kindern an diesem Abend wahrgenommen?

- Wo können Sie diese Fähigkeiten bei Ihren Kindern sonst noch beobachten?
- Auf welche Art und Weise könnten Sie dies Ihren Kindern mitteilen?
- Welchen Ratschlag würden Sie anderen Eltern geben?
- Was haben Sie zu sich selbst gesagt, was haben Sie nach der Aktion über sich gedacht?

Viele Familien, die von uns begleitet werden, sind es nicht gewohnt, von sich Geschichten zu erzählen, in denen sie sich als Eltern und Kinder erfolgreich beschreiben. Sie sind häufig in ihren Problemgeschichten zu Hause und erzählen von Schwierigkeiten und eigenen Defiziten. Kompetenzen und Fähigkeiten werden erst nach dem expliziten ressourcenorientierten Nachfragen geäußert. Wir gehen davon aus, daß die meisten Menschen keine Lust haben, ständig Mißerfolgsgeschichten zu erzählen, sondern daß es ihnen Spaß macht, zum Erzählen von Erfolgsgeschichten eingeladen zu werden. Die Thematisierung der Ressourcen taucht in unserem Arbeitsalltag immer wieder auf. Nach Aktivitäten mit den Kindern (Ausflüge, Kindertreff) erzählen wir den Eltern, was wir an ihren Kindern für „gute“ Eigenschaften und Verhaltensweisen wahrgenommen haben. Von Zeit zu Zeit ist es nützlich, die Eltern zu bitten, darauf zu achten, wann ihre Kinder sich im familiären Alltag ähnlich verhalten, um zu vermeiden, daß sich bei den Eltern die Haltung „Ja, bei Ihnen verhalten sie sich so, aber bei uns nie“ einstellt. Die Fokussierung auf vorhandene Fähigkeiten ändert aber nicht notwendigerweise die von außen definierten und auch selbst erfahrenen Defizite. Das Erzählen von Erfolgsgeschichten macht Mut und gibt Kraft und Zuversicht zum Weitermachen. Von sich als kompetenter Mutter zu erzählen, schafft bessere Voraussetzungen, Dinge selbstbewußt in Angriff zu nehmen.

Autonomie

Autonomes, selbstbestimmtes Verhalten von Familien wird häufig mit einem bestimmten Verhalten gleichgesetzt. So wird eine Familie als autonom bezeichnet, wenn sie ihren Lebensunterhalt selbst verdient, wenn sie die Kinder gemäß den gesellschaftlichen Anforderungen erzieht, wenn sie unauffällig lebt und keine Beschwerden von außen an sie herangetragen werden. Immer dann, wenn eine Familie vom „Normalzustand“ abweicht, wird sie schnell als unselbständige Familie beschrieben, die nicht in der Lage ist, autonom zu leben, die nicht fähig

ist, sich für angemessene Verhaltensweisen zu entscheiden. Wir setzen die Familie als autonom und eigenwillig voraus und gehen davon aus, daß die Familie ihre guten Gründe hat, sich so zu verhalten, wie sie sich verhält. Dies erleichtert es uns, Verhaltensweisen zu verstehen und zu respektieren, die wir für uns selbst nicht wählen würden.

Wie verändern kurzzeittherapeutische Konzepte die Arbeit mit den Familien?

Das Arbeiten mit lösungsorientierten und kurzzeittherapeutischen Konzepten macht sich zunächst im Selbstverständnis der FamilienhelferIn bemerkbar und an der damit verbundenen veränderten Haltung und Sichtweise: Statt Familien weiter als KlientInnen zu beschreiben und ein Abhängigkeitsverhältnis zu implizieren, bevorzugen wir Beschreibungen wie „KonstrukteurInnen ihrer jeweiligen Wirklichkeiten“, KundigE und KundInnen (HARGENS 1993). KundInnen wissen am besten, was sie brauchen. Hilfe und Unterstützung heißt für uns nicht, als Professionelle am besten zu wissen, was gut für die Familie wäre, sondern bedeutet vielmehr ein genaues Erhören der Aufträge, Wünsche und Ziele der Familien, um mit ihnen kooperieren zu können. Die Beschreibung der Sozialpädagogischen Familienhilfe als ein Kooperieren zwischen Familien und der FamilienhelferIn ermöglicht einen respektvollen Umgang miteinander und eine offene Zusammenarbeit. Und wie verändern diese Konzepte die konkrete Arbeit mit den Familien?

Sie macht Spaß

Die FamilienhelferIn muß sich viel weniger engagieren, die Familie auf den „richtigen“ Weg zu bringen, da die Stärken der einzelnen Familienmitglieder genutzt werden und die Familie selbst die Verantwortung für ihren Weg übernimmt. Familie und FamilienhelferIn müssen nicht darum kämpfen, wer die richtige Lösung weiß. Der Familie wird ein Expertenwissen für ihre Belange ebenso zugestanden wie das Wissen der Lösungsschritte. Die FamilienhelferIn muß nicht gegen die Wünsche der Familie arbeiten, da wir uns an den Aufträgen der KundInnen orientieren.

Selbst bei Begleitungen, die unter Druck von seiten des Jugendamtes stattfinden, läßt sich die Basis für eine Zusammenarbeit durch freche, neugierige und interessierte Fragen schaffen, wie zum Beispiel mit der Frage: „Wie kann ich Ihnen helfen, mich schnell wieder loszuwer-

den?“ Kommt Familienhilfe auf dringenden Wunsch der Mutter/Eltern zustande, und die Kinder sind dagegen, lassen diese sich mit der Frage: „Was muß sich verändern, damit eure Mutter auf Familienhilfe verzichtet?“ oft schnell in die Arbeit miteinbeziehen (häufig reagieren Kinder darauf mit sehr konkreten Vorschlägen, sie nehmen das Angebot ernst und werden selbst ernstgenommen). So zu arbeiten bringt auch deshalb mehr Spaß, weil nicht die FamilienhelferIn sich den Kopf zerbrechen muß, was gut und richtig für die Familie ist, sondern an diesem Punkt mit dem Wissen und den Fähigkeiten der Familie arbeiten kann.

Sie ist strukturiert

Die Festlegung von realisierbaren, handlungsorientierten Zielen sowie die Festlegung der Zeit bis zur Erreichung der gesetzten Ziele gibt der Familie wie der FamilienhelferIn einen genau definierten Arbeitsrahmen. Dadurch wird das, was Sozialpädagogische Familienhilfe anbietet, für die Familie transparent und strukturiert. Familie und FamilienhelferIn wissen, worum's gehen soll in den nächsten sechs Monaten. Ziele werden von Hilfeplangespräch zu Hilfeplangespräch (halbjährlich) neu festgelegt, dadurch bekommt die Familienhilfe eine übersichtliche und verständliche Struktur, sowohl für die Familie als auch für die MitarbeiterIn des Jugendamtes und für die FamilienhelferIn. Besonders in Familien, wo's nicht so recht vorangeht, ist die Fokussierung auf konkrete Ziele eine Chance, auch winzig kleine Schritte wahrzunehmen und diese als Erfolge zu verbuchen. Unabhängig davon besteht immer die Möglichkeit neue Ziele zu entwickeln, wenn sich die vereinbarten als nicht hilfreich erweisen und insofern auch die Möglichkeit einer erneuten Strukturierung.

Sie bringt Erfolge

Konkrete Zielformulierungen machen die Arbeit „überprüfbar“. Da die Ziele von den Familien aufgestellt wurden, ist das Interesse, die Ziele zu erreichen/oder an den Zielen zu arbeiten, groß. Eltern und Kinder können selbst in Berichten und Hilfeplänen nachlesen und prüfen, ob sie ein gestecktes Ziel erreicht haben. Sie kommen raus aus der „ich-kann-nichts“-Haltung. Die Art und Weise, der Zielformulierung bekommt Modellcharakter für die Familien, wie erreichbare Ziele aussehen können.

Für die Sozialpädagogische Familienhilfe und das Jugendamt bedeutet dies, daß die Arbeit „meßbar“ und „nachprüfbar“ Erfolge erzielt.

Sie ist effektiv

Die ausschließliche Orientierung an den Aufträgen der Familien macht die Arbeit effektiv. Mühevollere Motivationsarbeit und verstecktes Arbeiten gegen den Willen der Familie fallen praktisch weg. Hieraus resultiert auch ein „schnelleres“ Arbeiten, eine Familienhilfebegleitung erstreckt sich in der Regel über ein Jahr. Dennoch ist die Arbeit grundsätzlich am Tempo der Familie orientiert, das bedeutet, daß sich kurzzeittherapeutische Konzepte und Methoden durchaus für die Begleitung „längerer“ Prozesse eignen, wobei hier die Fokussierung auf konkrete Verhaltensveränderungen strukturierend wirkt.

Die Sozialpädagogische Familienhilfe bekommt durch die Techniken kurzzeittherapeutischer Konzepte ein Werkzeug an die Hand, wodurch in diesem vielfältigen, oft schwierigen Bereich Möglichkeiten der Evaluation geschaffen werden.

Sie verzichtet auf kluge Ratschläge

Ressourcenorientierung und das Konstruieren von Ausnahmen und Lösungen ersetzen kluge Ratschläge und Besserwisserei der ExpertInnen. Lösungen, die ihren Ursprung im Weltbild der FamilienhelferInnen haben, sind immer in Gefahr, von den Familien als moralische Unterweisungen mißverstanden zu werden. Das eigene Weltbild wird nicht als das einzig Richtige gedacht, andere Beschreibungen werden in ihrem subjektiven Sinngehalt respektiert. Davon ausgehend, daß „die Wahrheit“ nicht existiert und unsere Bilder unsere subjektiven Konstruktionen sind, kann es in der Arbeit mit den Familien nicht um richtig und falsch gehen, sondern darum, was von den einzelnen als hilfreich und nützlich erlebt wird.

Sie ermöglicht die Kooperation mit anderen Institutionen

Die Haltung des Respektes sowie den Blick auf Ressourcen, Lösungen, Aufträge und Ziele praktizieren wir auch in Hinblick auf die Zusammenarbeit mit anderen Institutionen. Wir verstehen uns nicht als „AnwältInnen der Familien“, ebensowenig als KoalitionspartnerInnen von Kindergarten, Schule oder Jugendamt.

„Verdeckte, geheime Aufträge“ von Seiten der beteiligten Institutionen werden von uns als nicht hilfreich für die Arbeit definiert und erstmal abgelehnt, mit der gleichzeitigen Bitte, sie in einem gemeinsamen Gespräch aller Beteiligten offenzulegen. Ziel eines solchen Gespräches ist es, sowohl den Blick auf die Fähigkeiten und Kompetenzen der GesprächsteilnehmerInnen zu richten, als auch Ziele festzulegen, die die Familie vorgibt.

Sie stellt eine Herausforderung dar

Den defizitorientierten professionellen Blickwinkel zu verlassen und sich an neue Sichtweisen heranwagen, ist eine spannende Herausforderung. Nicht mehr die Rolle der allwissenden SozialarbeiterIn für die „Klientenfamilien“ einnehmen, sondern mit Familien arbeiten, die wir als autonome Menschen respektieren. Durch die Techniken der Kurzzeittherapie wird die Idee von „Beziehungsarbeit“ in der Sozialpädagogischen Familienhilfe relativiert und das Angebot erweitert.

Auswirkungen auf die Kurzzeittherapie

Zweifelsohne also hat die Anwendung kurzzeittherapeutischer Konzepte in der Sozialpädagogischen Familienhilfe Auswirkung auf deren Ausgestaltung. Wie aber sieht es umgekehrt aus: Hat die Anwendung dieser Konzepte in der Sozialpädagogischen Familienhilfe auch Auswirkungen auf die kurzzeittherapeutischen oder systemischen Konzepte? Sicherlich sind sie nicht so deutlich und unmittelbar zu erkennen; zudem ist die Frage, inwieweit eine Rezeption von seiten der TherapeutInnen erfolgt. Da wir selbst in der Sozialarbeit tätig sind, können wir nur vermuten, in welcher Weise eine Rückkoppelung für die ursprünglichen Konzepte erfolgen könnte.

1. Vermutung:

KurzzeittherapeutInnen könnten erkennen, daß die eigentliche Kraft ihres Ansatzes gar nicht in der Kürze liegt, daß sie also zeitunabhängig ist. Auch über eine längere Dauer hinweg kann dieser Ansatz verwendet werden. Nicht alle KlientInnen sind bereit, in der Lage oder willens, eine Kurzzeittherapie in Anspruch zu nehmen. Auch bei einer intensiveren, verbindlicheren Begleitung funktioniert dieses Vorgehen und macht Sinn.

2. Vermutung:

Kurzzeittherapeuten könnten erkennen, daß ihre Konzepte auch in anderen „Settings“ hilfreich sein können und nicht auf den therapeutischen Bereich beschränkt sein müssen – sich auch für den sozialpädagogischen Arbeitsalltag eignen.

3. Vermutung:

KurzzeittherapeutInnen könnten erkennen, daß es also auch keine „reine Lehre“ sein muß, eine Beschränkung auf nur einen einzigen Ansatz, auf die kurzzeittherapeutischen Konzepte. Sie

sind kombinierbar mit anderen Ansätzen – ohnehin sind es die BeraterInnen, SozialpädagogInnen, TherapeutInnen, die gar nicht anders können als autonom zu entscheiden, welche Haltung sie einnehmen, welche Methoden sie verwenden – es läßt sich kaum vermeiden, verschiedene Ansätze zu mischen.

4. Vermutung:

Durch die Verwendung der systemischen Haltung und der kurzzeittherapeutischen Ansätze in der Sozialarbeit verbreiten sich diese in der Öffentlichkeit, werden bekannter. Sie tragen zu einer größeren Akzeptanz bei – und damit auch dazu, daß die eine oder der andere mögliche KlientInnen auch gezielt nach entsprechenden systemischen/kurzzeittherapeutischen Beratungsstellen oder Therapie-Praxen sucht.

Aber all das wissen die KurzzeittherapeutInnen vermutlich längst. SCHWEITZER und VON SCHLIPPE (1996) sprechen von der für KlientInnen und TherapeutInnen gleichermaßen unangenehmen „Hast, (zu) kurz zu sein“ (LIPCHIK, 1994) als Möglichkeit und der damit verbundenen Gefahr, neben den konzeptbedingten „Problemlösungskontrakten“ die Möglichkeit von „Selbstentdeckungskontrakten“, die jedoch mehr Zeit und Geduld erfordern, außer acht zu lassen. – Vielleicht ist es so, daß auch diese Vermutungen vor allem wiederum uns SozialpädagogInnen ermutigen können, uns mit diesen Vorgehensweisen, Haltungen und Blickweisen zu beschäftigen.

Spaß und Effektivität

Kurzzeittherapeutische Konzepte sind nicht die einzigen, die wir in unserer Arbeit verwenden. Allerdings zeigt sich fast immer, daß es nützliche Konzepte für uns sein können. Wir wollen nicht verschweigen, daß es uns nicht immer gelingt – selbst wenn wir wollen –, diese Konzepte anzuwenden. Nicht immer (aber vielleicht doch immer öfter) haben wir den ressourcenorientierten Blick, nicht immer (aber hoffentlich doch immer öfter) gelingt es uns, von der „Problem-Hypnose“ weg zur Lösungenperspektive zu wechseln, nicht immer (aber möglicherweise doch immer öfter) gelingt es uns, unseren KlientInnen gegenüber eine Haltung des Respekts einzunehmen und ihnen ihre Eigenständigkeit ganz selbstverständlich zu unterstellen.

Wir halten an diesem Ansatz fest, weil er uns attraktiv erscheint – attraktiv nicht nur für uns, sondern auch für die von uns begleiteten Familien:

- Es macht mehr Spaß, an Positivem anzusetzen, also über Stärken, Erfolge, Ausnahmen vom Problem und über Lösungen zu sprechen als über Defizite, Fehler und Probleme.
- Es ist ergiebiger, die vorhandenen Ressourcen, d.h. Stärken, Erfahrungen und Fähigkeiten der KlientInnen zu nutzen, als sie zu übersehen.
- Die Familienhilfe ist wesentlich erfolgreicher, wenn sie *mit* den Familien arbeitet und nicht *gegen* sie, d.h. wenn sie mit ihnen kooperiert, anstatt ihren Widerspruch hervorzurufen.
- Die Effizienz erhöht sich, wenn die Ziele der Familienhilfe von der Familie selbst bestimmt werden und sich das Tempo in gewissem Maß an der Familie orientiert.
- Der Erfolg (und der Mißerfolg) werden meßbar und darstellbar, sobald man beginnt, zielorientiert zu arbeiten und die Ziele so formuliert, daß sie beurteilbar sind.
- Die Zielorientierung und das methodische Handwerkszeug vermitteln uns klare Konzepte für unsere Arbeit – und eine klare Alternative zu der sonst in der Sozialarbeit gerne verwendeten vagen Idee von „Beziehungsarbeit“.
- Es macht Spaß, mit Menschen zu arbeiten, die wir respektieren können – was vielleicht auch das allerstärkste Argument für diesen Ansatz zu sein scheint.

Nicht ohne Grund ist hier immer wieder von *Spaß* die Rede. Wir sind der Meinung, daß Spaß und Lust an der eigenen Arbeit unbedingt dazugehören, um sie erfolgreicher zu machen. Hierbei können kurzzeittherapeutische bzw. systemische Ansätze einen wesentlichen Beitrag nicht nur für die Sozialpädagogische Familienhilfe, sondern auch für die Sozialarbeit leisten.

Literatur

BERG, Insoo Kim. Familien – Zusammenhalt(en). Ein kurz-therapeutisches und lösungs-orientiertes Arbeitsbuch, Dortmund: modernes lernen, 1992

DURRANT, Michael. Auf die Stärken kannst du bauen. Lösungsorientierte Arbeit in Heimen und anderen stationären Settings, Dortmund: modernes lernen, 1996

EBERLING, Wolfgang & Jürgen HARGENS. Einfach kurz und gut. Zur Praxis der lösungsorientierten Kurztherapie, Dortmund: modernes lernen, 1996

GESKE, Brigitte, Johannes HERWIG-LEMPP, Uwe HÜLLE, Ludger KÜHLING, Cornelia MÜNCH, Iska MÜLLER, Norbert RUDNIK, Annelie SALZER, Annette SCHNEIDER & Heike STOCK. Professionelle Sozialpädagogische Familienhilfe im Landkreis Böblingen, KONTEXT 27 (2): 123-140, 1996

HARGENS, Jürgen. Haus und Wohnung der KundIn – Spielfeld oder Feindesland? Z. system Ther., 11(4): 238-244, 1993, erweiterte Fassung in diesem Buch, S. 237-255

HARGENS, Jürgen., KundIn, KundigE, KundschafterIn-Gedanken zur Grundlegung des „helfenden“ Zugangs, Z. system. Ther. 11 (1): 14-20, 1993

HERWIG-LEMPP, Johannes. „Einfallsarbeit“ in der Fallarbeit. Das Modell der Teamberatung, Sozialpädagogik H. 3, S. 150-158, 1993

KÜHLING, Ludger & Jochen LEONHARDT. Untersuchung zur Sozialpädagogischen Familienhilfe im Landkreis Böblingen. Eine qualitative Untersuchung zur Beurteilung der Zufriedenheit der Familien mit der Sozialpäd. Familienhilfe, Böblingen/Holzgerlingen (Kreisjugendamt Böblingen/ Sozialtherapeutischer Verein e.V.), 1996

LIPCHIK, Eve. Die Hast, kurz zu ein. Z.system.Ther. 12(4): 228-235, 1994

VON SCHLIPPE, Arist & Jochen SCHWEITZER. Lehrbuch der systemischen Therapie, Göttingen Vandenhoeck & Rupprecht, 1996

WALTER, John L. & Jane E. PELLER. Lösungs-orientierte Kurztherapie. Ein Lehr- und Lernbuch, Dortmund: modernes lernen, 1994